

Danielle Regnault

Eine Frau hört rot ...

Vortrag zur Vernissage von Ellen Hauser am 3.12.2009

Eine Frau hört rot ...

Wir korrigieren automatisch: Eine Frau sieht rot.

Nein, sie bleibt hartnäckig: Sie HÖRT rot.

Es ist ja ein wunderbarer Tango von Hören und Sehen – Farben hören. Töne sehen. Schon die Sprache weiß davon, wenn sie vom Farbton oder der Klangfarbe spricht. Ein Tango, bei dem einem Hören und Sehen gerade nicht vergeht, sondern zufliegt.

Die Wissenschaft hat es doch tatsächlich fertiggebracht, diesen Tango auf einen trockenen Begriff zu bringen: Synästhesie.

Wann anders sollte sinnliche Beweglichkeit, die Offenheit der Sinne, heruntergebrochen werden auf einen medizinischen Begriff, gar einen verdächtigen, wann anders als in den Jahrhunderten der "Vernunft", dem 18. und 19. Jahrhundert. "Synästhesie" nennen sie diese Wahrnehmung der Wirklichkeit und halten sie für etwas Abnormes.

Alles, was nicht zählbar, messbar ist – ist verdächtig.

„Puls: klein, hart, hüpfend.“ Das konstatiert der Arzt in Büchners Woyzeck, dieser Erzvertreter des neuen Zeitalters. Dieser Wissenschaftler der Neuzeit. Die Not, die den Protagonisten Woyzeck zwingt, sich den Experimenten des Mediziners als Versuchskaninchen zur Verfügung zu stellen, die wird überhaupt nicht gesehen. Weil nur das Messbare gesehen wird. Anderes existiert eben nicht.

Nein, keine Sorge – es soll kein Feindbild Wissenschaft erstellt werden. Gar Wissenschaft gegen Kunst.

Aber ich glaube, wir nehmen Kunst erst dann ernst, wenn wir sie in ihren geschichtlichen Spannungsfeldern sehen. Das heißt, wenn wir sehen, wo sie warum angefochten und bekämpft worden ist.

Das Prinzip der Ordnung, der Funktionalität, der Nützlichkeit, ja der Verwertbarkeit – unsere Wirklichkeit ist davon bis heute und bis ins Kleinste bestimmt.

Künstlerinnen und Künstler sind in dieser Weltanschauung schon immer ein wenig, um es mit Thomas Mann zu sagen, "Zigeuner im grünen Wagen", sind immer etwas verdächtig.

Denn sie speisen ihre Kräfte aus Quellen, die "tiefer" gehen.

"Synästhesie", mit der wir wunderbarerweise heute Abend zu tun haben, "Synästhesie" kommt aus der Universalität der Sinne, aus einer Einheit, die mit der Analyse, mit dem Zergliedern und Einordnen der vernünftigen Weltsicht nicht vereinbar ist.

Universalität klingt recht fein. Meint aber tatsächlich eher den Unterleib oder den uralten Teil des Hirns vor dem Großhirn.

Meint Animalisches, Uraltet in uns.

Auch das ist "Tiefe". Tiefer gehen am Körper, tiefer gehen, als Augen und überhaupt der Kopf sind, wirklich in die tieferen Teile unsres Körpers gehen:

Sex und Sinnlichkeit und Leidenschaft.

In dem Bereich fängt man auf einmal an mit der Synästhesie:

Die "Synästhesie", dieses Hören von Farben, dieses Schmecken von Sprache, dieses Sehen von Tönen, wie wir es heute vor uns haben: Sie ist unweigerlich erotisch.

Nur eine hohe Sinnlichkeit macht die Sinnesorgane gegenseitig empfindlich, lässt die Töne sichtbar werden, die Farben fühlbar.

Und sie, die Sinnlichkeit, verbindet auch, mühelos, Synästhesie und Jazz.

Nicht verwunderlich, dass es hieß: "Elvis, the pelvis", von dem Weißen, der viel von schwarzer Stimme und schwarzer Performance hatte. Es musste etwas "von unten" sein, etwas Unterleibliches.

Jazz ist in vielfachem Sinn etwas "von unten":

Wie die "Synästhesie" kommt er nicht aus Ordnung und Ordentlichkeit.

Jazz hat seine Wurzeln in Unterdrückung, in Sklavenmusik, in der Musik, die zum Ausdruck bringt: "Let My People Go". Die von Freiheitssehnsucht bis zu tiefer Traurigkeit, vom Vernachlässigen der Regeln weißer Musik bis zu einer trotzig Lebensfreude eine eigene Musikordnung aufstellt.

Es ist schon erstaunlich, dass diese Musik – mit ihrer Schrägheit, ihren Klangverführungen die Ohren und Sinne so vieler Weißer überzeugt und überwältigt hat.

Beim Musik-Machen und Musik-Hören.

Und es ist erstaunlich, dass das Wesentlichste des Jazz wiederum mit etwas aus dem Bereich des Sehens bezeichnet wird, also wieder eine Bestätigung der "Synästhesie" dieser Ausstellung ist:

„Improvisation" ist dieses lebendigste Element des Jazz, diese ungeheure Herausforderung an die Musikgruppe als Organismus, der richtig aufeinander reagieren muss.

Und Improvisation heißt: Unvorhersehbares.

Improvisation ist hier, in Ellen Hausers Bildern, visualisiert.

Dass man nicht wissen kann, was kommt, aber dass man bereit ist, zu reagieren, davon erzählen die vielen Anfänge von Strichen, von Kreisen, von Farbakzenten. "Hallo, dort Ton? – Hier Pinsel, hier Stift ...". Eine bewegliche, eine antwortbereite Kunst.

Und noch etwas: Improvisation ist nicht möglich ohne Vertrauen. Man muss sich drauf verlassen können, dass die anderen verstehen und mitziehen, wenn das Saxofon loslegt oder das Schlagzeug. Dass sie verstehen und antworten.

Aber auch dem Solo Raum lassen.

Und damit, mit dem tiefen Vertrauen, das jede Improvisation braucht, leite ich über zu etwas, was auch diesen Bildern zugrunde liegt, zu etwas, was ich als Reaktion auch von Nicht-Kunstkennern erlebt habe: "Ach, sind die fröhlich!"

Tatsächlich, das Improvisationsvertrauen des Jazz ist diesen Bildern abzuspüren, dieses Aufeinander-Vertrauen, dieses Einander-das-Gönnen-Können.

Und einen Moment lang sage ich sehnsüchtig, was diese Bilder von dieser Musik vermitteln: So könnte Leben sein!

Nun habe ich von der Grundvoraussetzung dieser Ausstellung gesprochen, von der Synästhesie, und von ihrem Gegenstand, dem Jazz.

Und schandbarerweise noch kein Wort über die Künstlerin Ellen Hauser gesagt. – Oder doch?

Aber ja. Denn sie ist es ja, die mit ihrer ureigenen Kunstform diese Liebeserklärung an die Jazzkünstlerinnen und -künstler macht. Gewiss freuen sie sich alle in ihrem Musikerhimmel – Louis, der Duke, und Miles und die, die am gegenwärtigen Jazzhimmel noch leuchten: Barbara Dennerlein und die vielen anderen ... darüber, dass sie so sorgfältig, so fröhlich, so kunstvoll und nicht zuletzt: so differenziert geehrt werden.

Das ist ja wohl eine der Auffälligkeiten dieses Zyklus: Wie deutlich unterschieden, wie verschieden-farbig die Bilder sind.

Sie sind tatsächlich entstanden beim Hören der jeweiligen Musik, in vielen, vielen Stunden Arbeit.

Wie aber die Musik nicht nur Klang-Farbe ist, sondern, gerade beim Jazz, Rhythmus, so werden auch wir bei dieser Hommage an die Jazzkünstler in den Rhythmus des jeweiligen Werks hineingenommen: Striche, Linien, durchgezogene, eigenartig geformte, kurze, halbkreisförmige (der Halbkreis, dieser Anklang der vollkommenen Figur des Kreises, ist, so scheint mir, ein Hausersches Markenzeichen) – Linien sind das Gerüst, das die Farben trägt.

Wer immer von Ihnen freilich etwas von der Technik des Malens versteht, wird wissen, dass, so wie diese Bilder aussehen, ZUERST die Farbe da ist. Wie es in der Musik ja auch zuerst ein es-Dur oder ein e-Moll ist. Und dann kommen die Striche, die Tupfer, die Akzente. Wie in der Musik alle folgenden Töne der Tonart, der Tonfarbe zu folgen haben.

Tragen also die Farben das Gerüst?

Technisch gesehen: ja. Sonst wären all die Tupfer, Striche, Kreise, Akzente, die schwarz sind, übermalt.

Aber ich bin überzeugt, ganz subjektiv, dass die Struktur, die Grammatik sozusagen, die in die Farben eingetragen worden ist, dass sie jeweils den Künstler oder die Künstlerin zum Sprechen bringt. Nehmen Sie aus den Bildern den Strich heraus – wie arm, wie unspezifisch wäre die Botschaft des Bilds.

Ellen Hauser macht deutlich, dass im Jazz, wie in jeder guten Kunst, nicht einfach etwas Wildes, Archaisches zum Ausdruck kommt, sondern dass es immer wieder um ein Ringen geht, um eine Struktur, die es braucht, gerade, um schwere Wirklichkeit zu bewältigen.

Oh, wir sehen hier in diesem Zyklus mehr, viel mehr als nur die Farben des Jazz:

Wir sehen Struktur.

Mich mutet es an wie eine Universalschrift, mit der Musik beschrieben wird.

(Ich würde Frau Hauser gerne einmal auf Bach und Consorten ansetzen ...)

Das erzählt von der Verbundenheit der Künstlerin mit der Grafik. Diese Verbundenheit geht so weit, dass sie in jedes Bild den Namen des Künstlers oder der Künstlerin geschrieben hat. Und das eben nicht in "Geheimschrift", sondern ehrend und zitierend in der uns verständlichen Schreibweise.

Das erinnert mich an die jüdische Tradition der Namens-Verehrung, in der mit der Namens-Nennung die Existenz des Namensträgers beschworen wird. Im Jüdischen ein ritueller, heiliger Vorgang.

Bei aller Farbverliebtheit spürt man diesem Zyklus an, dass Ellen Hauser von der Grafik kommt, dass sie täglich mit dem Zeichenstift übt, übt, übt.

Wie sie natürlich auch, aber das sehen Sie sicher, von der Pike auf gelernt hat, in ihrer Jugend viele Jahre lang und – und das ist schon weniger selbstverständlich – in ihren Vierzigern noch einmal einige Jahre im Stadel. Sie hat da auch in einer Steinmetzwerkstatt gearbeitet. Und ich finde, die Wucht, die es bei solcher Arbeit braucht, kann man auch in diesen Bildern finden. Wucht, gepaart mit Zartheit, ist ein wesentliches Merkmal dieser Bilder ...

Wie sie mir erzählt hat von diesen täglichen Exerzitien mit dem Bleistift, hat mich das erinnert an die Kunst der chinesischen Maler:
1001 Bild malen, damit es beim 1002. Mal perfekt wird.

Aber, wenn Sie mögen – lassen Sie sich einmal ihr 584. Mal oder das 763. zeigen! – Ein Genuss!

Aber nun genug gesprochen.

Suchen und finden Sie vertraute Musiker, lassen Sie sich auf unbekannte neugierig machen. Gehen Sie mit der Künstlerin auf die hinreißende, unordentliche, außerordentliche Farben- und Linienreise ins Land der Farbtöne und der Klangfarben des Jazz.

Und dir, liebe Ellen, sag ich jetzt schon einmal Danke für das Reiseticket, das du uns gegeben hast.